

Reinhold Messner

Überle

Meine 14 Achttausender

Mit Chroniken

MALIK



NATIONAL
GEOGRAPHIC



Edition

Reinhold Messner

Überlebt

Meine 14 Achttausender

Mit Chroniken

MALIK NATIONAL GEOGRAPHIC



Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:
www.malik.de

Wenn Ihnen dieses Buch gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Überlebt« an empfehlungen@piper.de, und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© Piper Verlag GmbH, München 2013

© BLV Verlagsgesellschaft mbH, München 2002

Erschienen im Verlagsprogramm Malik

Covergestaltung: Dorkenwald Grafik-Design, München

Covermotiv: Archiv Reinhold Messner (Reinhold Messner und Hans Kammerlander auf dem Gipfel des Cho Oyu)

Grafiken: Harald und Ruth Bukor

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von digital publishing competence (München) mit abavo vlow (Buchloe)

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

Inhalt

Inhaltsübersicht

Cover & Impressum

Zum Einstieg

120 Jahre Höhenwahn

Achttausender-Tourismus

Lhagyelo – Die Götter haben gesiegt

1 – Nanga Parbat

Nanga Parbat – Himmel, Hölle, Himalaja

Nanga Parbat – Die wichtigsten Daten der
Erschließungsgeschichte

2 – Manaslu

Manaslu – Zwei kamen nicht zurück

Manaslu – Die wichtigsten Daten der
Erschließungsgeschichte

3 – Gasherbrum I

Hidden Peak – Ein alter Stil als neue Idee

Gasherbrum I – Die wichtigsten Daten der
Erschließungsgeschichte

4 – Mount Everest

Chomolungma – Der letzte Schritt

Everest – Die wichtigsten Daten der Erschließungsgeschichte

5 – K2

Chogori – Der einsame Gipfel des Ruhms

K2 – Die wichtigsten Daten der Erschließungsgeschichte

6 – Shisha Pangma

Shisha Pangma – Keine Aussicht im Nebel

Shisha Pangma – Die wichtigsten Daten der Erschließungsgeschichte

7 – Kangchendzönga

Kangchendzönga – Vom Sturm festgenagelt

Kangchendzönga – Die wichtigsten Daten der Erschließungsgeschichte

8 – Gasherbrum II

Gasherbrum II – Begegnung mit dem Tod

Gasherbrum II – Die wichtigsten Daten der Erschließungsgeschichte

9 – Broad Peak

Falchen Kangri – Messbar ist höchstens die Höhe

Broad Peak – Die wichtigsten Daten der Erschließungsgeschichte

10 – Cho Oyu

Cho Oyu – Grenzgänger zwischen zwei Welten

Cho Oyu – Die wichtigsten Daten der
Erschließungsgeschichte

11 – Annapurna

Annapurna – Die »Hürden« sind im Bauch

Annapurna – Die wichtigsten Daten der
Erschließungsgeschichte

12 – Dhaulagiri

Dhaulagiri – Rekord als Spiel

Dhaulagiri – Die wichtigsten Daten der
Erschließungsgeschichte

13 – Makalu

Makalu – Ruhigen Fußes zum Ziel

Makalu – Die wichtigsten Daten der
Erschließungsgeschichte

14 – Lhotse

Lhotse – Gezwungen, frei zu sein

Lhotse – Die wichtigsten Daten der
Erschließungsgeschichte

8000 Meter im Jahr 2000

Ende des Trad-Alpinismus?

Die Achttausender und ihre Nebengipfel (über 8000 m) –
Erstbesteigungen

Bildnachweis

Buchnavigation

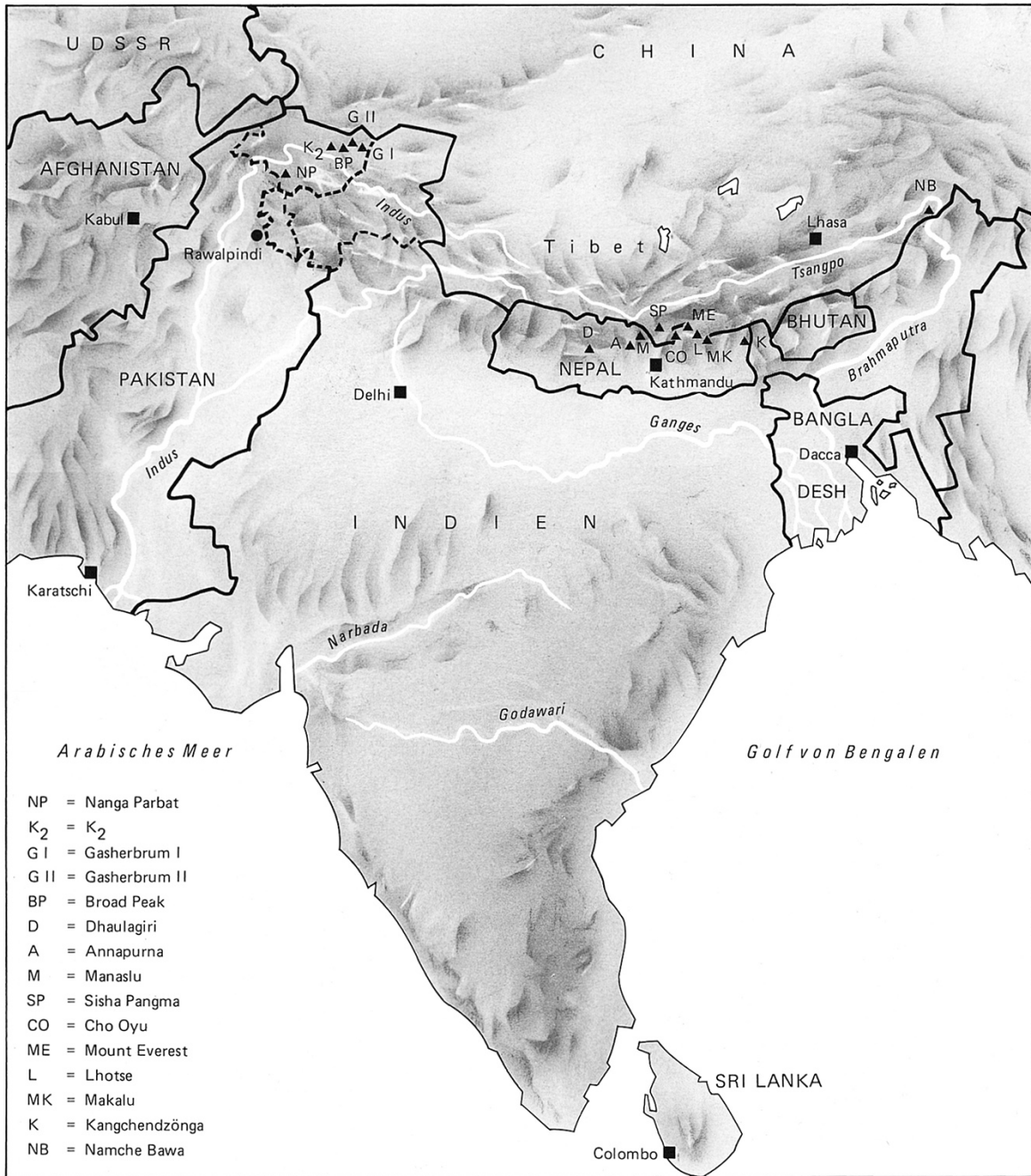
1. [Inhaltsübersicht](#)
2. [Cover](#)
3. [Textanfang](#)
4. [Impressum](#)



Tiefblick vom Nordostgrat des Kangchendzönga. Friedl Mutschlechner, hier im blauen Anzug, folgt dem rot gekleideten Sherpa Ang Dorje (6. Mai 1982).



Mount Everest von Norden, der von dieser Seite seit 1921 wiederholt angegangen wurde.



120 Jahre Höhenwahn

"Die alpine Kultur war von hartem Wettkampf und unverwässertem Machismo gekennzeichnet, aber die meiste Zeit über waren ihre Anhänger damit beschäftigt, gegenseitig Eindruck zu schinden. Es ging weniger darum, den Gipfel eines bestimmten Berges zu erreichen, als um die Art und Weise, wie man dorthin gelangte: Prestige erlangte, wer die härtesten, unzugänglichsten Routen mit minimaler Ausrüstung in Angriff nahm, und dies in der kühnsten Manier, die man sich vorstellen kann."

Jon Krakauer

Das Höhenbergsteigen ist bisher von fünf verschiedenen Perioden gekennzeichnet und trotz seines Niedergangs erneuerungsfähig. Die Voraussetzung dafür ist eine genaue Kenntnis der Achttausender-Geschichte und der Mut zur Selbstkritik.

1895, als Albert Frederick Mummery am Nanga Parbat verschollen blieb, wussten die Bergsteiger wenig über den Zustand des Menschen in der sauerstoffarmen Luft über 8000 Meter Meereshöhe. Der Griff nach dem »Dritten Pol« damals

mag deshalb nach Größenwahn klingen; die Briefe allerdings, die der britische Alpinist im Himalaja an seine Frau schrieb, sind eher Zeugnisse der Naivität, was Größe und Gefahren dieser Achttausender angeht, nicht Hochstapelei. Trotzdem, mit Mummery begann vor mehr als 100 Jahren jener Griff nach den höchsten Bergen der Welt, der tausend und mehr Menschen das Leben kosten sollte, der Millionen und Abermillionen an Dollars verschlang, der ständig neue Motivationen suggerierte, immer wieder und immer höher hinaufzusteigen.

»Diese dunkle Bergwelt mit all ihren Drohungen ist am Ende der Quell allen Lebens«, verkündete Mummery, ehe er am Fuße des Nanga Parbat starb, ohne in die Gipfelregion vorgestoßen zu sein. Und weiter: »Ich bin sicher, dass der Gipfel uns gehören wird!« Dieser Satz aus dem letzten Brief Mummerys an seine Frau ist symptomatisch für dieses Jahrhundert eines Eroberungswahns, der das Viktorianische Zeitalter überdauern sollte: Zuerst ging es um das »ultima Thule«, das letzte Geheimnis am Ende der Welt; dann um den »Gral auf dem Thron der Götter«; heute geht es um den Eintrag im Guinness-Buch der Rekorde. Ganz haben uns die bösen Geister des Größenwahns nie verlassen.

Obwohl wir uns die »Eroberung des Nutzlosen« auf den Rucksack geschrieben haben, stecken wir diesen immer noch voll mit Heldentümelei, Gipfelsieg und Eroberungssucht. Auch wenn heute die Sherpas und Bergführer alle Vorarbeit und Verantwortung tragen und nicht die Achttausender-Touristen

selbst, ihre Erfolge tragen sie wie Orden vom Berg herab ins Tal. Heute mehr denn je.

Ein Gipfel gehört dir nie, auch nicht, wenn du wieder herunter bist, niemals. Außer, du kannst ihn kaufen. Dann gehört er dir, auch wenn du nicht oben warst. Diese Grundregel in einer vornehmlich kapitalistischen Welt wollten und wollen vor allem die Höhenbergsteiger nicht wahrhaben. Sie erfanden und erfinden immer andere Idealismen, um die Besitznahme ihrer »blauen Berge« zu rechtfertigen. Der lange Weg vom Mythos Berg zum Massentourismus auf dem Dach der Welt kann auch in der Geisteshaltung einer Spezies nachempfunden werden, der jede Selbstkritik abhandengekommen ist.

In seinem ungestillten Überlegenheitsdünkel stilisiert sich der Bergsteiger von Generation zu Generation zum Übermenschen, in dessen Höhen sich heute vor allem der Spießbürger bedeutend vorkommt. So folgt er nun im Gänsemarsch den ausgetretenen Pfaden, die eine Elite von suchenden Einzelgängern vor einem Jahrhundert erkundet hat: vielfach ohne Karten, ohne Vorgaben, ohne Erfahrungswerte.

Es fehlte damals an allem, aber die Pioniere waren beseelt von jenem Selbstverständnis, das die Menschen in der Viktorianischen Zeit auszeichnete: Auch die Berge mussten erobert werden.

Vor dem Ersten Weltkrieg kam man nicht besonders weit dabei. Der Nanga Parbat war zu gefährlich, der K2 zu steil, der Kangchendzönga zu hoch.

In den beiden Jahrzehnten zwischen den großen Kriegen beseelte vor allem die deutschsprachigen Bergsteiger der Ruf und die Berufung zu Höherem. Obwohl Briten in ihrer Sachlichkeit (Mount Everest 1921–1938) und Amerikaner in ihrer Naivität (K2 1938–1939) immer wieder weit über die magische Demarkationslinie in 8000 Meter Meereshöhe stiegen, blieben alle Versuche der deutschsprachigen Höhenbergsteiger in ihrem Heldentum stecken. So entstand eine Krankheit, die bis heute nicht geheilt werden konnte. Ich nenne sie den Höhenwahn.

»Wenn Männer ihr Leben nicht wagen, um Dinge zu versuchen, die vorher noch nie getan wurden, wird die Menschheit auf dem absteigenden Ast sein«, hatte Karlo Wien bekannt, bevor er 1937 mit seiner Mannschaft am Nanga Parbat von einer Lawine begraben wurde. Dieser Karlo Wien gehörte jener Elite von Akademikern an, die Willo Welzenbach in seinem »magischen Idealismus« beerbt hatten, nachdem dieser 1934 am Nanga Parbat an Erschöpfung gestorben war. Fasziniert von der »epischen Macht des Todes« verstiegen sie sich immer mehr auf jenen »aufsteigenden Ast einer Herrenrasse«, der mit allerlei Idealismen besetzt war: Kampf, Sieg, Kameradschaft.

Die Männer am Nanga Parbat hatten alles miteinander zu teilen, Zelt und Angst, Brot und Schicksal. Wie die Soldaten wenig später an der Front. Genügsam war man, alle folgten

dem Führerprinzip, und ein Bergsteiger hatte hart zu sein, hart wie der Fels.

Bei so viel Selbstkontrolle und Nibelungentreue konnte Distanz zum eigenen Tun nicht aufkommen. Statt aus den Tragödien zu lernen, brachen immer jüngere Bergsteiger auf, um »die Toten vom Nanga Parbat zu rächen«.

Ungünstige Voraussetzungen, die falsche Taktik, der vernünftige Rückzug wurden nie diskutiert. Zum Beispiel dass Merkl und nicht Welzenbach die Führung der Expedition 1934 innegehabt hatte; dass zu viele gleichzeitig versucht hatten, den Gipfel gemeinsam zu erreichen; dass der Entschluss abzusteigen hinausgeschoben worden war, bis die Tragödie der einzige Ausweg blieb. Die Spur, die Welzenbach und Co. im Eis und Schnee des Himalaja hinterließen, verrät nicht nur den Geist der Zeit und die Begeisterungsfähigkeit einer ganzen Bergsteigergeneration, auch die Übernahme einer Handvoll fragwürdiger Werte, die nie hinterfragt worden sind.

Auch die Achttausender-Eroberer der fünfziger und sechziger Jahre waren Kinder ihrer Zeit. Mit nationalen Parolen wurde in Frankreich, England, Deutschland, Österreich und Japan Geld gesammelt für die Eroberung des »Dritten Pols«. Ganze Nationen identifizierten sich mit den »Helden« von der Annapurna, vom Mount Everest, vom Nanga Parbat, vom Manaslu. Als chinesische Bergsteiger mit dem Shisha Pangma 1964 den »letzten Achttausender« bestiegen hatten, schickte Mao das Nationalgefühl der Chinesen den Gipfelsiegern

hinterher. Die Nationalflagge am Rucksack des Expeditionsleiters blieb zwei Jahrzehnte lang das Symbol eines überholten Eroberungswahns, der keine Reichtümer, sondern nur nationales Prestige vom Dach der Welt holen sollte.

Ein Shangri La war der Himalaja mit seinen Achttausendern auch in den siebziger Jahren nicht. Aber ein Jahrzehnt lang blieb es aufregend, das Höhenbergsteigen neu zu erfinden. Mit brauchbaren Karten, einer vereinfachten Logistik und ohne den ethischen Ballast aus der Zwischenkriegszeit spielten wir Pfadfinder ohne Fahne und Maske. Zuerst an den schwierigen Wänden, dann bei Überschreitungen und in immer kleineren Gruppen. Das Wie war wichtiger geworden als das Wieviel und um jeden Preis. So fand ich zu meinem Stil.

Die achtziger Jahre brachten die Öffnung aller Achttausender-Regionen und hundert Rekorde. Ein jüngster mit 13 und ein ältester Bergsteiger, Yuichiro Miura mit 80 Jahren, standen auf dem Gipfel des Mount Everest. Der Südwestpfeiler wurde zur schwierigsten und die Ostwand zur gefährlichsten Route. Besteigungen »allein und an einem Tag« wurden gemessen, nachdem die Strecke präpariert und der Athlet wochenlang vorher auf- und abgestiegen war.

Am K2 kletterten Japaner zuerst über die Nordflanke zum Gipfel, dann folgten Schnellbesteigungen, Parallelbesteigungen der »Magic Line« und zuletzt die »größte Tragödie«. Nach den 13 Toten 1986 wollten die Überlebenden allerdings immer noch

nicht einsehen, dass es der Mensch ist, der Fehler macht, und nicht der Berg.

Ein Team aus der Sowjetunion überschritt die großen Gipfel des Kangchendzönga in mehreren Kombinationen.

»Ausgereizt« ist das Höhenbergsteigen trotzdem noch nicht, ebenso viele »Herausforderungen« wie vor Jahrzehnten sind denkbar und früher oder später auch machbar. Vorerst aber heißt das Kriterium nicht Qualität beziehungsweise Stil, sondern Quantität. Als ob ich mit meinen (31) Achttausender-Expeditionen nur die Zahl 14 vorgegeben hätte.

Der Massentourismus hat den höchsten Berge der Welt erreicht. Seit Jahren vergeben die Tourismus-Ministerien in Pakistan, Nepal, China und Indien die Permits. Sie wetteifern untereinander darum, wer mehr von den begehrten Trophäen zur Besteigung feilbieten kann und wessen Teams in der internationalen Presse indirekt mehr für den lokalen Trekking-Tourismus werben. Wir Bergsteiger ließen uns schon gestern als Werbekletterer missbrauchen, ohne allerdings dafür bezahlt zu werden. Besonders Jerzy Kukuczka und ich.

Polnische Expeditionsleiter, Bürokraten in Nepal und Pakistan duldeten Kukuczka immer wieder als Gast in immer anderen Expeditionen, auch weil sie das Wetteifern um die 14 Achttausender anheizen wollten. Mir versuchte man am Ende Permits vorzuenthalten. Kukuczka hat in nur elf Jahren alle 14 höchsten Berge der Welt bestiegen und diesen Rekord nur kurz vermarkten können. Seine Sponsoren im Westen lachten sich

ins Fäustchen. Als am 24. Oktober 1989 in der Lhotse-Südwand sein Seil riss, hinterließ der dreifache Vater eine verarmte Familie und eine Reihe von Claqueuren, die sich weder um die Hinterbliebenen noch um seine Aussagen kümmerten. Sein »Vierzehnter Himmel« ließ sich mit antagonistischen Sprüchen besser verkaufen als mit genauen Berichten über »Aufstieg und Fall« dieses zähen Machers.

Jerzy Kukuczka war einer der letzten »Dinosaurier« des vorkommerziellen Höhenbergsteigens. Fünfzehnmal stand er auf einem Achttausender-Hauptgipfel, davon viermal im Winter, oft als Erstbegeher einer schwierigen Route. Nach ihm haben sich nur noch der Schweizer Erhard Loretan, Carlos Carsolio und der Franzose Pierre Beghin dem schwierigen und langen Weg des immer wieder anderen Zugangs verschrieben. Als Beghin, nach seinem grandiosen Alleingang in der direkten Makalu-Südwand, an der Annapurna-Südwand zu Tode stürzte, erlebte ich die schmerzliche Erkenntnis, dass mein Stil bei zunehmender Schwierigkeit unverantwortlich ist.

Als wäre der Trend der neunziger Jahre – Commercial Expeditionen aus dem Reisekatalog – die Antwort auf unser Scheitern, geben dem Himalaja-Bergsteigen heute ein paar Bergführer die Richtung, die nicht nur sich, sondern gleichzeitig eine Reihe von Schutzbefohlenen und hilfsbedürftigen Amateurbergsteigern auf das Dach der Welt bringen. Sie bieten nicht nur Organisation, Logistik und

Animation, sondern auch die größtmögliche Erfolgschance. Das Wie ist nicht mehr so wichtig.

Und weil es immer mehr sind, die diesen Weg gehen – Teams aus Australien, Neuseeland, Amerika ebenso wie Gruppen aus allen Teilen Europas –, wird es für den Einzelnen immer leichter, den Gipfel zu erreichen, für den Grenzgänger immer schwieriger, irgendwo am oberen Ende der Welt, ganz auf sich allein gestellt, seinen Weg zu gehen. So werden immer mehr Achttausender-Touristen das Höhenbergsteigen vorausbuchten und wohlorganisiert zu Ende gehen – auch weil die Suchtkrankheit Höhenwahn ansteckend ist.



Bei einem Treffen führender Bergsteiger und Kletterer in Juval wurde 1987 unter dem Titel »Wettlauf zum Gipfel« die Zukunft der Alpinistik diskutiert. Untere Reihe, von links: F. Mutschlechner, »Manolo«; mittlere Reihe: A. Gona, L. Jovane, R. Cassin, H. Mariacher, J. M. Bovin, E. Escoffier, J. Affanasiev; obere Reihe: E Perlotto, R. Messner, J. Kukuczka.

Achttausender-Tourismus

Vorwort zur Taschenbuchausgabe

Es ist längst keine provokante Behauptung mehr, sondern eine Tatsache: Am Mount Everest findet heute, anders als zu der Zeit meiner im vorliegenden Band versammelten Grenzgänge, Bergtourismus statt. Zweimal im Jahr werden die beiden Normalwege – die Hillary-Route von Süden (Nepal), die Mallory-Route von Norden (Tibet) – für Massenaufstiege präpariert. Hundertschaften von Sherpas bauen eine Piste vom Einstieg in den Khumbu-Eisfall bis zum Gipfel. Dabei werden Leitern gestellt, Fixseile verlegt, Brücken über Gletscherspalten gebaut, vier Hochlager, in denen Betreuer und Köche stationiert sind, aufgebaut und Sauerstoffdepots angelegt. Die Klienten, die eine Passage zum Gipfel gebucht haben, werden zuletzt über diese touristische Infrastruktur von Betreuern zum Gipfel geleitet.

In der Vormonsunzeit 2013 war dieser Everest-Tourismus so gut organisiert, dass ich nur staunen konnte: das Basislager sauber, die Koordination zwischen den Reiseveranstaltern aus aller Welt so perfekt, dass es kaum zu Staus an der Lhotse-Flanke oder am Gipfelgrat kam. Alle die Gipfelanwärter, die je

nach Qualität der Betreuung vom Basislager zum Gipfel zwischen 20000 und 70000 US Dollar bezahlt hatten, sahen sich selbst als Bergtouristen. Obwohl in Kondition und Bergerfahrung große Unterschiede zwischen den einzelnen Klienten festzustellen waren, ein größerer Teil schaffte es bis zum Gipfel. Einige stiegen auch noch auf den Lhotse, den vierthöchsten Berg der Erde, der wie der höchste im Monat Mai für Touristen präpariert worden war.

Für mich gibt es keinen Zweifel: In den kommenden Jahren werden an allen 14 Achttausendern die leichtesten und sichersten Routen immer wieder für Gruppenreisen so präpariert werden, dass viele Bergtouristen mit guter Kondition und der notwendigen Leidenschaft die Gipfel der höchsten Berge der Welt erreichen können.

Diese Art Bergtourismus, von den alpinen Vereinen angeregt, kennen wir in den Alpen seit 150 Jahren. Mit dem Zerfall des Alpinismus in Sport – Hallenklettern, Skyrunning, Sportklettern an präparierten Routen – und Tourismus-Klettersteiggehen, Wandern von Hütte zu Hütte, Pistenskifahren – haben sich die traditionellen Alpinisten ihre Nischen dort gesucht, wo die vielen anderen Bergsteiger nicht sind.

Das Problem sind nicht die Bergtouristen, wenn sie auf ihren vorgegebenen Wegen bleiben. Auch nicht die Extrembergsteiger, die das Unberechenbare suchen und ihre Aktionen selbst verantworten. Das Problem sind parasitär agierende Alpinisten – Männer wie Frauen –, die die

Infrastrukturen der Pistenbergsteiger nutzen und sich anschließend so gebärden, als seien sie in Eigenverantwortung und ohne alle Vorgaben aufgestiegen.

Die Aggressionen junger Sherpas 2013 am Mount Everest galten nur am Rande dem Schweizer Ueli Steck und dem Italiener Simone Moro. An den beiden haben die Sherpas, die unter großer Gefahr Jahr für Jahr die »Piste« zum Everest Gipfel bauen, ihre Wut ausgelassen, die sich in zwei Jahrzehnten gegen jene »Parasiten« (Sherpa-Ausdruck) angestaut hat, die klammheimlich die Infrastruktur am Berg nutzen und gleichzeitig auf jene herabsehen, die diese für Touristen gebaut haben.

Nur wenn alle ihr Bergsteigen als das beschreiben, was es ist – Sport, Tourismus oder Extrembergsteigen –, kann das Nebeneinander am Berg wieder ein friedliches werden. Dabei geht es nicht um besser oder schlechter – nur Sport ist etwas anderes als traditioneller Alpinismus. Bei Ersterem geht es um die Messbarkeit, beim Zweiten um möglich oder unmöglich. Zum Tourismus gehören Vorgaben und Betreuung, zum Extrembergsteigen die absolute Eigenverantwortung sowie das Ungewisse. Wer sich wie ein Tourist verhält, sich gleichzeitig aber als Extrembergsteiger ausgibt, betrügt sich im Grunde selbst, beleidigt gleichzeitig auch Betreuer und ihre Klienten, die keine Probleme damit haben, ihre Art des Bergsteigens als das zu beschreiben, was es ist.

An den Achttausendern haben auch heute noch alle Platz. Es setzt nur die Bereitschaft der traditionellen Bergsteiger voraus, die Wege der Touristen zu meiden. Sollte einmal die Notwendigkeit bestehen, eine Piste als Fluchtweg zurück ins Leben zu nutzen, gilt es den Sherpas, die gute Bergführer und Organisatoren geworden sind, für ihren Einsatz zu danken.

Ich verdanke es der »Gnade der frühen Geburt«, dass ich alle 14 Achttausender in Eigenregie besteigen konnte. Dabei hatte ich auch noch das Glück, mit exzellenten Alpinisten zu klettern – Peter Habeler, Michl Dacher, Friedl Mutschlechner, Hans Kammerlander – und immer wieder neue Zugänge – neue Routen, Alpinstil, Alleingänge – zu finden. Es ist nicht die Summe der Achttausender-Besteigungen, die mich stolz macht, es ist die Lebenserfahrung, die ich bei 31 Expeditionen dorthin nach Hause gebracht habe. Was heute für mich zählt, ist dieses Überlebensgefühl, das jedes Leben in der Gefahr krönt. Vor allem nach gescheiterten Versuchen – Makalu-Südwand, Dhaulagiri-Südwand, Lhotse-Südwand – und jener Kritik von Kameraden, die ihre Enttäuschung nicht auf dem Gipfel gestanden zu haben, in Rufmorde oder Kampagnen verkleiden. All das gehört zur Menschennatur, die unberechenbar ist wie die Natur auch. So wenig mir die Zahl 14 bedeutet, so wichtig ist es mir heute, die vielen Einblicke in unsere Psyche auch mit all jenen zu teilen, die in ihrem Leben Nützlicheres tun, als auf Achttausender zu steigen.

Everest, Basislager, Ende Mai 2013

Lhagyelo – Die Götter haben gesiegt

1970–1986

Messner brachte alle Zweifler zum Schweigen, indem er über die tibetanische Seite des Everest kletterte und den Berg ein weiteres Mal ohne Sauerstoffflaschen bestieg – dieses Mal ganz allein, ohne die Hilfe von Sherpas oder anderen.

Jon Krakauer

Am 17. Oktober 1986 kamen Hans Kammerlander und ich zurück ins Basislager am Lhotse. Ich war ruhig, ausgeglichen. Die Emotionen der letzten Tage waren abgeklungen. Im unteren Teil des Eisbruchs eilten uns die anderen entgegen: Friedl Mutschlechner, Renato Moro und seine Helfer von »Trekking International«, die Sherpas, die Küchenmannschaft: »Hallo!« Glückwünsche. Jemand reichte uns heißen Tee. Brigitte und Sabine umarmten uns. Alle atmeten sichtlich auf.

Mich packte eine riesige Freude, auch weil sich alle anderen freuten. Aber da war kein Stolz. Ich fühlte mich nicht als Held,

weil ich nun alle 14 Achttausender bestiegen hatte. Auch nicht als Ausnahmebergsteiger. Ich hatte etwas zu Ende geführt, was ich mir vier Jahre vorher vorgenommen hatte. Ich war zufrieden, weil es nun hinter mir lag. Auch weil ich der Erste war in diesem »Wettlauf«, den andere auf meinem Rücken verkauften. Das sollte endlich vorbei sein; das Morgen, die Nach-Achttausender-Zeit konnte beginnen. Ich fühlte mich leicht und frei, weil die ganze Welt vor mir lag.

Siebzehn Jahre lang habe ich gebraucht, um alle 14 Achttausender zu besteigen. Doch dabei war das Endziel anfangs nicht existent, später unausgesprochen da und in den letzten Jahren zweitrangig geworden. Das andere, immer noch schwierigere Routen zu klettern, immer wieder neue Ziele zu suchen, war mir viel wichtiger gewesen. Ständig habe ich nach neuen Wegen Ausschau gehalten, war ich bemüht, die Grenzen, die des Bergsteigens und meine eigenen, weiter und weiter hinauszuschieben.

Die wahre Kunst des Bergsteigens ist das Überleben, und schwierig wird es dort, wo wir das bisher Geleistete beherrschen und noch einen Schritt darüber hinausgehen wollen. Dorthin, wo noch niemand war; dorthin, wo einem kaum noch jemand folgt und versteht. Dort aber, wo noch niemand war, beginnen Empfindungen und Erfahrungen, die intensiver sind als im »abgegrastem« Gelände.

Die Geschichte der Achttausender-Besteigungen ist mehr als 100 Jahre alt. 1895 schon hat Albert Frederick Mummery am

Nanga Parbat einen ersten Versuch gemacht. Einen Versuch in einem Stil, der heute noch als beispielgebend gelten kann. Mummery ist am Nanga Parbat verschollen geblieben. In der Zeitspanne zwischen 1921 und 1924 haben englische Expeditionen dreimal hintereinander den Everest versucht. Sie kamen, teilweise sogar ohne Sauerstoffmasken, bis knapp an den Gipfel heran. Es folgten die erfolglosen Versuche am Kangchendzönga, am Nanga Parbat, am K2. In den dreißiger Jahren gab es genügend Alpinisten, die die Kraft, Erfahrung und Ausdauer gehabt hätten, die Achttausender zu erklettern. Trotzdem scheiterten sie alle an den 14 höchsten Gipfeln. Die Zeit war noch nicht reif für die höchsten Berge der Welt.

Erst knapp nach dem Zweiten Weltkrieg, zwischen 1950 und 1964, wurden alle 14 Achttausender bestiegen. Man kann auch sagen »besiegt«, denn damals ging es vornehmlich darum, seine Fahne auf den Gipfel zu pflanzen, als Erster den Fuß auf die Spitze dieser großen Berge zu setzen, in geographischer und sportlicher Hinsicht, ein Stück Welt zu erobern.

In dieser Eroberungsphase des Achttausender-Bergsteigens waren nationale Interessen im Spiel. Die meisten Expeditionen wurden von nationalen Körperschaften getragen, sie wurden von den Staaten, von lokalen Alpenvereinen finanziert und die besten Bergsteiger zu diesen Unternehmen eingeladen. Eingeladen, ohne dass sie selbst einen größeren Beitrag in die Expeditionskasse zu zahlen brauchten.

Um die Gipfel zu erreichen, setzte man nahezu alle nur erdenklichen Hilfsmittel ein. Hilfsmittel, die damals allerdings noch bescheiden und sogar fehlerhaft waren. Acht Achttausender wurden mit Sauerstoffgeräten, sechs ohne diese erstmals bestiegen. Wenn immer wieder behauptet wird, ich sei der Erste gewesen, der ohne Maske auf einen Achttausender geklettert sei, so ist das falsch. Bereits 1950 haben die Franzosen Lachenal und Herzog, die mit der Annapurna den ersten Achttausender bestiegen, ohne Sauerstoffgeräte operiert. Und Hermann Buhl, der grandiose Alleingänger am Nanga Parbat, kam auch ohne den Flaschensauerstoff aus. Nur an den großen Achttausendern war es damals üblich, die Maske einzusetzen, weil Bergsteiger und Mediziner gemeinsam der Meinung waren, dass es physiologisch unmöglich sei, ohne künstlichen Sauerstoff über 8600 Meter Meereshöhe hinaufzugehen.

Nach der Besteigung aller 14 Achttausender schien es, als ob das Interesse an den höchsten Bergen der Welt nachlassen würde. Zwar gelang es amerikanischen Bergsteigern unter der Leitung von Norman Dyhrenfurth 1963, den Mount Everest zu überschreiten – Aufstieg aus dem Western Cwm über den Westgrat, Abstieg über den Südostgrat, die Route, über die Hillary und Tensing am 29. Mai 1953 als Erste den Gipfel betreten hatten –, sonst aber blieb die Entwicklung stehen.

Ein »eroberter« Achttausender hat nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Das war nur mehr für aktive